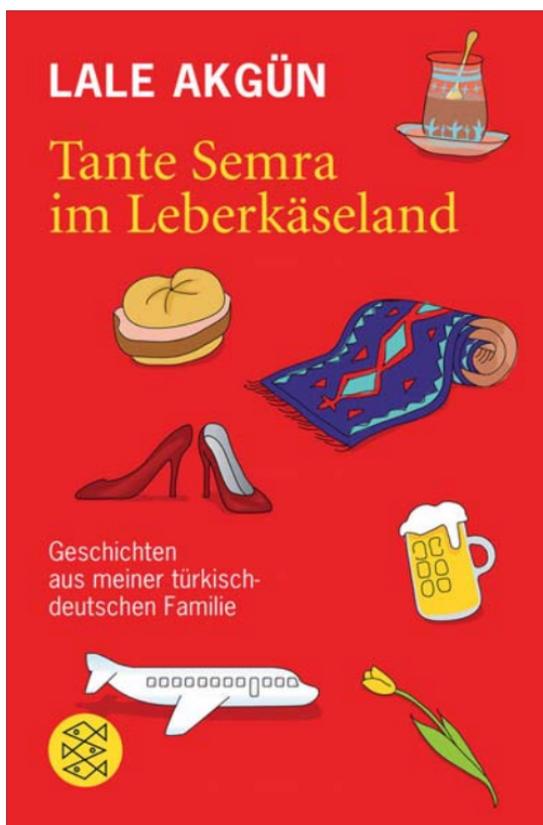


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Lale Akgün

Tante Semra im Leberkäseland



Preis € (D) 8,95 | € (A) 9,20 | SFR 15,90

ISBN: 978-3-596-18123-0

256 Seiten

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Willkommen in Deutschland

Als in unserem Haus in Istanbul an diesem schönen Sommertag das Telefon klingelte, konnte wohl niemand erahnen – erst recht nicht eine Neunjährige –, dass dieser Anruf unser Leben für immer verändern würde. Meine Schwester und ich stürzten uns auf den Apparat, weil das laute, durch den Flur hallende Geräusch noch immer eine große Faszination auf uns ausübte.

»Halt, stopp, ich gehe dran, es könnte die Vermittlung sein.« Die Stimme meiner Mutter. Sonst lief sie nicht mit uns um die Wette zum Telefon, dieses Mal aber erwartete sie einen Anruf. Papa war zwei Wochen zuvor für eine Tagung nach Deutschland gefahren, und wenn er anrief, dann war zunächst die Vermittlung dran. Das war 1962, damals mussten Auslandsgespräche angemeldet werden, woraufhin eine minutenlange Warterei begann, bis nach einiger Zeit das Telefon klingelte und uns eine weibliche Stimme aufforderte, am Hörer zu bleiben. Wenn man es besonders eilig hatte, konnte man ein sogenanntes Blitzgespräch anmelden, das zwar schneller, aber auch doppelt so teuer wie ein herkömmliches war. Und das lohnte sich kaum, denn die Warterei verkürzte sich dadurch nur unwesentlich. Papa hatte seit Beginn seiner Reise nur einmal angerufen, um uns mitzuteilen, dass er gut angekommen sei – was ihm angesichts der langwierigen Prozedur kaum zu verdenken war.

Aber ich war die schnellste Läuferin: »Hallo«, rief ich in den Hörer. »Bitte bleiben Sie dran, Sie haben einen Anruf

aus Deutschland.« Ich machte ein wichtiges Gesicht. »Es ist Papa.« Die große Hand meiner Mutter und die kleine meiner Schwester griffen gleichzeitig zum Hörer, die Attacke kam für mich unerwartet, also hielt nun Mama das Telefon in der Hand. Rechtzeitig genug, um die Stimme meines Vaters zu hören. Wir schauten sie erwartungsvoll an. Aber statt froh zu sein, dass Papa angerufen hatte, sah ich ihr unzufriedenes Gesicht.

»Wie stellst du dir das vor?«, hörte ich sie fragen. »Und überhaupt, wozu soll das Ganze gut sein? Ja, wenn es nur für zwei Jahre ist, wozu dann der ganze Aufstand? Ja, du hast richtig verstanden. Ich will nicht!«

Damit legte sie auf und schaute mich zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben ratlos an. »Was sagt Papa denn?«, frage ich. »Warum bist du böse auf ihn?«

»Er will, dass wir nach Deutschland kommen. Aber wozu?« Sie schaute mich an, blickte aber durch mich hindurch.

Vier Wochen und etliche Telefonate später war Mama bereit, einem Kompromiss zuzustimmen und auf Wunsch meines Vaters für zwei Jahre nach Deutschland zu gehen. Während sie die Koffer packte, war sie permanent am Schimpfen. »Das ist wieder typisch für ihn«, sagte sie zu meiner Tante Semra, die zu Hause nur »Tantchen« genannt wurde, weil sie so klein war, und die gekommen war, um ihr beim Packen zu helfen. »Er sitzt in Deutschland, und da fällt ihm ein, dass er dort eine Zeit lang leben möchte, und ich kann hier alles verpacken, seine Praxis verpacken, seine Mitarbeiter auszahlen und seine Patienten vertrösten. Er stellt mich einfach vor vollendete Tatsachen.« Und weiter: »Ein Abenteurer ist dein Cousin. Ein selbstgefälliger Abenteurer. Deutschland bitte, warum ausgerechnet Deutschland? Bitte, warum nicht in die USA oder nach England?« Mitten im Packen wechselte sie das Thema: »Was meinst du, wie kalt es jetzt in Deutschland ist?«

»Ehrlich gesagt«, antwortete mein Tantchen, »ich weiß

es nicht. Mitte September in Westeuropa ... vielleicht zehn Grad? Weißt du es nicht?«

»Nein«, jetzt polterte Mama, »ich kenne die deutschen Mathematiker und Physiker, aber das deutsche Wetter kenne ich nicht!«

Mein Tantchen lächelte versöhnlich: »Wirst du bald kennenlernen. Pack einfach alles ein, warme und dünne Sachen, dann seid ihr für den Anfang gewappnet.« Dann schaute Semra uns an: »Aber meine Schätzchen werde ich sehr vermissen. Zwei Jahre ohne euch halte ich nicht aus. Ich komme euch ganz bestimmt bald besuchen.« Mama, die Besuch an sich – und ganz besonders den Besuch meines Tantchens – nicht ausstehen konnte, lächelte plötzlich weich: »Ja, Semra, bitte komm bald!«

Also, auf nach Deutschland. Auf Deutschland war ich nun sehr gespannt. Dieses Land, von dem ich nichts wusste, hatte bei meiner Mutter Charakteränderungen bewirkt. Sie war auf einmal so nett zu Tantchen gewesen. Und das, bevor wir überhaupt losgefahren waren. Was würde erst alles nach unserer Ankunft passieren?

Drei Tage später stiegen wir im berühmten Bahnhof Sirkeci, der Endstation des Orientexpresses, in den Zug. Es war der 12. September 1962. Außer Tantchen waren circa noch 50 Verwandte am Bahnhof, um uns zu verabschieden, und sie alle hatten Berge von Süßigkeiten mitgebracht. Was das Leben in Deutschland auch bringen mochte, die Reise wenigstens sollte mir in süßer Erinnerung bleiben.

Und dann das Wiedersehen mit meinem Vater am Münchner Hauptbahnhof: »Papa«, jubelten meine Schwester und ich. Zehn Wochen hatten wir uns nicht gesehen. »Meine kleinen Lämmchen«, sagte er und nahm uns beide auf seine Arme. Mama schaute derweil so spitz und kühl, wie sie nur konnte: »Guten Morgen, Burhan.« Förmlich begrüßte sie meinen Vater. »Ach komm, lass dich auch umarmen«, nör-

gelte Papa. Mama ließ es widerwillig geschehen. Sie war ihm böse, dass er das Deutschland-Kapitel überhaupt aufgeschlagen hatte, und Papa sollte das ruhig zu spüren bekommen.

»Schön ist es, dass ihr hier seid. Jetzt kommt mit, wir wollen raus aus dem Bahnhof«, sagte Papa. »Wir müssen zwar noch weiter, aber wenn wir schon in München sind, schauen wir uns die Stadt doch ein bisschen an. Schließlich«, fügte er mit einem spitzen Lächeln in Richtung meiner Mutter an, »haben wir nur zwei Jahre Zeit, da sollten wir nicht trödeln.« Mama schnaufte, sagte aber nichts.

Ich schaute mich um, es sah aus wie der Bahnhof von Istanbul, vielleicht ein bisschen größer, aber nicht viel anders. Ich war neugierig auf München: wie sah die Stadt aus? Wie in Istanbul, oder ganz anders? Als wir aus der Bahnhofshalle heraustraten, merkte ich, dass sich Tantchen geirrt hatte, was das Wetter anging. Es war herrlich warm in München.

»Hier gibt es wunderschöne Lokale«, erklärte Papa, »Biergärten, da gehen wir hin, und dann essen wir was.« Im Biergarten war es wirklich sehr schön, ein bisschen wie im Teegarten in Istanbul, aber alles war größer und mächtiger: die Tische, die Stühle, die Bäume, unter denen wir saßen.

Papa war der Einzige aus unserer kleinen gestrandeten Familie, der Deutsch sprach, also musste er im Biergarten für uns übersetzen. Er fragte die Kellnerin, was man hier essen könne, und übersetzte: »Weiße Würste«. Um diese Zeit aße man Weißwürste. »Frag doch bitte, ob in den Weißwürsten Schweinefleisch ist«, raunte Mama.

»Schweinefleisch?« Papa war konsterniert. »Wen interessiert das?«

»Mich«, antwortete Mama.

»Und seit wann bitte?« Papas Stimme klang etwas scharf.

»Schon immer, aber bisher war ich nicht in der Verlegenheit, Schweinefleisch essen zu müssen.«

»Okay, okay.«

Die Kellnerin wartete, und Papa wollte die Prozedur nicht

unnötig in die Länge ziehen. Anscheinend gefiel ihr das Gespräch, sie lauschte und hatte wohl keine Mühe, den scharf geführten Wortwechsel als Ehekrach zu identifizieren. Nach einer kurzen Unterredung mit ihr stand fest: Die Weißwürste enthielten Schweinefleisch. »Ja dann«, sagte Mama, »esse ich keine.«

»Ich auch nicht«, krähte meine Schwester dazwischen, und Papa sah Mutter böse an: »Siehst du, was du anrichtest? Du bist böse auf mich, weil wir jetzt ein paar Jahre in Deutschland leben werden, und setzt den Kindern solche Flausen in die Köpfe. Das sind ja Nummern wie bei den reaktionären Typen aus Fatih.« Fatih war ein Stadtteil in Istanbul, der berühmt-berüchtigt war für seine besonders konservativen Bewohner.

»Aber ich«, rief ich dazwischen, bevor der Krach weitergehende Dimension annehmen würde, »ich will weiße Würste.«

»Trinkst du auch kein Bier?« Papa hatte nun den Fehdehandschuh aufgenommen, seine Stimme klang ironisch bis belustigt.

»Am Vormittag Bier?« Mama schüttelte sich. »Für mich bitte einen Tee!« Die Kellnerin zog mit der Bestellung ab.

»Willst du deinen Deutschlandprotest durch eine betont muslimische Verhaltensweise unterstreichen? Oder wie darf ich dein Verhalten verstehen?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, entgegnete Mama. »Du weißt, dass ich deinen demonstrativen Atheismus noch nie geteilt habe.«

»Hört auf, euch zu streiten«, hakte ich zaghaft ein, »wir sind doch gerade erst angekommen!«

Mama schaute mich an, hob ihre Augenbrauen ein wenig, und sagte: »Aber ich bitte dich, wir streiten doch nicht, wir diskutieren nur.« So war es immer: Mama stritt nach eigener Einschätzung niemals, immer »diskutierte« sie nur auf intellektuellem Niveau. Auch war sie nie böse auf uns,

sondern nur »traurig«, wenn etwas nicht nach ihrer Nase ging.

Nach einigen Minuten kam unser Essen: Auch das war alles sehr viel mächtiger als in Istanbul. Die Teller waren riesig, Papas Bierglas, aber auch unsere Limonadengläser waren wie kleine Eimer, sogar in Mamas Teeglas war mindestens dreimal so viel Tee wie in einem türkischen Teeglas. Unter Portionen verstanden die Deutschen jedenfalls etwas anderes als die Türken

Papa, Freund feierlicher Anlässe, sagte: »Unsere erste gemeinsame Mahlzeit in Deutschland.« Die Kellnerin stellte die Teller auf den Tisch. In ihrem Kleidchen sah sie sehr hübsch aus, fast ein wenig wie »Heidi«, das Bergmädel aus dem gleichnamigen Kinderbuch. Und sie trug eine Schürze über dem Kleid. Das fand ich sehr lustig. In der Türkei trugen die Frauen nur beim Putzen und Kochen eine Schürze, aber nicht beim Servieren. Heidi sagte etwas zu uns und zeigte auf den Nebentisch. »Die Würste«, übersetzte mir Papa, »werden nicht mit der Pelle gegessen, sie werden aus der Pelle ausgesaugt. Schau mal, wie es die Leute am Nachbartisch machen.« Das würde eine spaßige Sache werden, die Wurst in die Hand zu nehmen, und den Inhalt herauszusaugen, zumal uns Heidi jede Menge Würste gebracht hatte. Die Käseplatte für Mama und Peyda war bei weitem nicht so attraktiv.

Papa schaute mich an: »Legen wir los?« Ich nickte und griff nach der ersten Wurst. Papa und ich saugten. »Es ist nicht nur Schweinefleisch, ihr schmatzt auch wie Schweine«, ätzte Mama.

»Jamjam, wir schmatzen im Duett«, erwiderte Papa.

»Ich will auch wie ein Schwein schmatzen«, quengelte meine Schwester.

»Nein«, rief ich schnell dazwischen. »Wir dürfen im Restaurant immer nur eine Sache bestellen. Du wolltest eben kein Schweinefleisch, jetzt darfst du auch keine Würste haben! Nicht wahr, Mama? Das sagst du uns doch immer.«

Jetzt war Mama in der Zwickmühle. Sollte sie sich und ihren Prinzipien treu bleiben? Allerdings konnte sie schlechtes Benehmen in der Öffentlichkeit nicht ausstehen, und meine Schwester war drauf und dran, einen kleinen Aufstand vom Stapel zu reißen. »Jetzt gib deiner Schwester doch eine Wurst ab«, sagte Mama zu mir. »Alle kannst du ja doch nicht essen!«

»Doch, kann ich. Das sind meine Würste, und eben wollte sie noch kein Schweinefleisch.«

Meinem Vater machte es sichtlich Spaß, Mama im Würgegriff ihres hausgemachten Konfliktes schmoren zu sehen. Aber er erbarmte sich und nahm eine Wurst von seinem Teller, gab sie meiner Schwester, und sagte: »Hier, jetzt schmatzen wir im Trio. Jamjamjam!«

Meine Schwester war selig. Sie hielt die Wurst wie eine Nuckelflasche, derweil Papa ein paar Spitzen in Richtung meiner Mutter abschoss: »Du bist doch eine gute Mathematikerin: Was meinst du, wie viel Schweinefleisch nimmt sie jetzt auf, wenn die Wurst – sagen wir mal – 20 Prozent Schweinefleisch enthält? Und wie rechnet man das in Sündeneinheiten um, wenn die Sünderin vier Jahre alt ist?« Mama antwortete nur mit einem kaum hörbaren Schnaufen. »Komm«, forderte er Mama auf, »lach doch mal, niemand kann zwei Jahre schmollen.« Aber da sollte er, ein kleiner Vorgriff auf spätere Zeiten, Mama noch ganz anders kennenlernen.

Später gingen wir noch durch München spazieren. Ganz viele Frauen trugen Heidi-Kleider und Schürzen.

»Putzen die deutschen Frauen den ganzen Tag?«, fragte ich Papa.

»Warum meinst du das?«

»Die legen ihre Schürzen ja nicht mal auf der Straße ab!«

Papa lachte. »Das ist die bayerische Tracht«, sagte er.

»Aber warum tragen sie auf der Straße Tracht? Tracht trägt man doch nur beim Folkloretanzen!« So kannte ich es jedenfalls. Bei der letzten Schulaufführung hatte ich auch

eine Tracht angezogen, weil ich bei der Folkloregruppe mitgemacht hatte.

»Nun, in Deutschland gibt es Landstriche, wo die Frauen die Tracht gerne jeden Tag anziehen.«

»Muss ich auch so was anziehen?!« Ich war mehr als entsetzt! »Ich will nicht mit einer Schürze herumlaufen. Ich finde das doof!«

»Du musst gar nichts«, sagte Papa, »hier in Deutschland gibt es ja nicht einmal eine Schuluniform. Nur wer möchte, zieht eine Tracht an. Aber«, er konnte sich ein Grinsen nun nicht verkneifen, »vielleicht mag ja eure Mama ein Dirndl anziehen. Mit einer Schürze. Wie eine Hausfrau.«

Mama schaute ihn ganz böse an und funkelte mit den Augen. Es war ein offenes Geheimnis, dass sie Hausarbeit nicht nur hasste, sondern auch sehr ungern ausführte, sodass Papa ganz viel im Haushalt erledigen musste, während Mama kluge Bücher las. »Du weißt, was ich von der klassischen Frauenrolle halte!«

Papa grinste. »Aber wer sagt denn, dass du die Schürze zum Putzen umbinden sollst. Wenn du das schicke Dirndl beim Lesen anhast, wird es doch kaum dagegen protestieren.«

»Noch ein Wort, und ich fahre mit dem nächsten Zug nach Istanbul zurück!«

Aber jetzt stiegen wir erst einmal wieder in den Zug, der uns nach Moers am Niederrhein bringen sollte.

